

Gerhard Rusch, Siegfried J. Schmidt (Hg.): Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. DELFIN 1997

Frankfurt/M: Suhrkamp 1999 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1340), 342 S., ISBN 3-518-28940-3, DM 22,80

Vor nunmehr zehn Jahren wurde der „radikale“ Konstruktivismus“ mit dem Funkkolleg „Die Wirklichkeit der Medien“ mit Aplomb und nahezu apodiktischem Anspruch, nun *die* Theorie für die Mediengesellschaft gefunden zu haben, eingeführt. Ihr theoretischer Kopf, der Siegener/Münsteraner Siegfried J. Schmidt, hat darüber etliche Bücher veröffentlicht und der vielfältigen Kritik, die sich vor allem gegen den Monopolanspruch richtete, nunmehr ein theoretisches Gerüst von der prinzipiellen Erkenntnis bis hin zur empirischen Methode zu haben, eloquent und mit immer neuen Explikationen widersprochen – selbst als der meta-theoretische Ahnvater, Niklas Luhmann, 1994 die „Debatte“ um den radikalen Konstruktivismus als „Theorie der Massenmedien“ für „irreführend“ erklärte (S.47). Nun, nach jener Dekade, greift man zu dem vorliegenden Band, wiederum herausgegeben von Schmidt selbst und einem seiner (ehemaligen) Siegener Mitarbeiter, und hätte wohl eigentlich eine nüchterne, schon etwas abgeklärte, womöglich auch weiterführende Zwischenbilanz erwarten dürfen, etwa mit dem Tenor: Was haben wir geschafft und erreicht, und was bleibt noch zu tun?

Doch diese Erwartung greift zu hoch – oder ist – gemessen am unbeirrten theoretischen Anspruch mindestens von Seiten der Herausgeber – zu pragmatisch. Immerhin: Sie lassen auch Kritiker zu Wort kommen, und – womöglich ungeplant – auch Autoren, die mit dem Konstruktivismus kaum zu recht kommen und ihn etwa als Methode oder als pragmatische Interpretationsansatz relativieren. Allerdings

werden diese schon im „Vorwort“ von Gebhard Rusch zurechtgewiesen: So habe der Salzburger Journalist Stefan Weber bei seinem um theoretische Einordnung bemühten Erfahrungsbericht über die Welt der Journalisten und ihre notwendigen oder willkürlichen professionellen Blindheiten – also letztlich: über das bekannte *gate keeper*-Problem – „ganz offenkundig nicht bemerkt, dass kognitiv-soziale Konstruktivität tiefer reicht als die bewusste Manipulation von Sachverhalten“ (S.9). Doch hätte man über diese unterschiedlichen Verständnisse nicht vor der Abfassung der Manuskripte diskutieren können – anstatt nun solche Urteile im Vorwort auszuteilen?

Wie tief der Konstruktivismus reichen und wie umfassend er begriffen werden soll, muss sich dem Leser wohl schon dadurch erschließen, dass zwischen die theoretischen Texte wiederholt – „in gewohnter Manier“, heißt es im Vortext – literarische Arbeiten und einige Grafiken gestreut sind, die als ästhetische gewiss konstruiert sind, deren Verbindungen zum Thema jedoch dem nicht hinreichend Sensibilisierten wohl verborgen bleiben. Zur theoretischen und methodologischen Grundlegung des Konstruktivismus, wie der Titel annonciert, tragen sie jedenfalls nichts bei. Auch „DELFIN 1997“ dürfte nicht jedem/r bekannt sein und bleibt unerörtert: Es ist die – so lässt sich eruieren – seit 1992 im Suhrkamp Verlag als Jahrbuch erscheinende „deutsche Zeitschrift für Konstruktion, Analyse und Kritik“ aus Siegen.

Immerhin: schon in seinem „Vorwort“ räumt Rusch ein, dass der Gedanke von der Konstruktivität von Wirklichkeit längst nicht so neu, radikal und epochal, vielmehr eigentlich schon seit der Aufklärung (oder gar seit der Antike?) geläufig ist. Neu ist wohl nur die Kombination mit der – freilich noch nicht hinreichend eingelöst – Kausalitätszuweisung an die Kommunikation, von Rusch als Heinz von Foersters zeitgemäßes Credo apostrophiert: „Wir kommunizieren, also sind wir“. Aber müssen wir überhaupt noch sein, lässt sich mit Luhmann dagegen fragen – und wie: als Systeme oder als Individuen? Jedenfalls werden – so sieht es auch Rusch – durch all diese Weiterungen und Schattierungen, auch in diesem Sammelband, „Begriff und Konzeption des Konstruktivismus [...] nicht präziser“ (S.8). Den erkenntnistheoretischen Gipfel erklimmt ohnehin Siegfried J. Schmidt in der vierten Fußnote seines Beitrages über die „Umriss einer Medienepistemologie“, in der er – angeblich zum wiederholten Male – erklärt, dass es „den‘ Konstruktivismus nicht gibt, sondern exakt so viele Konstruktivismen, wie es Teilnehmerinnen und Teilnehmer an konstruktivistisch genannten Diskursen gibt“ (S.121). Das ist letztlich nur konsequent den Ansatz zu Ende gedacht, vermutlich sagt sich Schmidt deshalb vom „radikalen Konstruktivismus“ los und formuliert nun besagte „programmatische Skizze“ (S.143) seiner „Medienepistemologie als Variante der Erkenntnistheorie in Zeiten des Internet, der Systemtheorie und des Konstruktivismus“ (S.119). Doch welche Erkenntnistheorie meint Schmidt nun damit, zumal in ‚Internets Zeiten‘, und wie vertragen sie sich mit den anderen ‚ismen‘? Sein Beitrag dazu lässt solche Fragen weithin offen.

Solch unscharfer, wenn nicht beliebiger Umgang finden sich leider zuhauf in diesem Sammelband, gerade auch dann, wenn einer der Beiträger besonders kategorisch und ausdauernd 'Begriffe klopft'. Kommunikation, Medien, Handeln/Verhalten, Wahrnehmung, Wirkung, Sozialisation, Kultur – sie bekommen in diesem Band immer wieder neue, vermeintlich originale Definitionen – ohne Bezug zu anderen Vorschlägen und zur wissenschaftlichen Diskussion insgesamt, und nicht einmal kann man immer ihre konstruktivistische Substanz erkennen, selbst wenn sie behauptet wird: So will etwa Rusch in seinem als „Bausteine einer konstruktivistischen Kommunikations- und Medienwissenschaft“ (die gab's doch schon 1990/91!) angekündigten Beitrag Kommunikation als „Teilnahme“ verstanden wissen, und deshalb müsse an die Stelle von Sender und Empfänger „Kommunikator und Adressat“ treten. (S.170). Doch das Nachrichtenmodell ist in der Kommunikationswissenschaft längst dispensiert, nicht zuletzt mit konstruktivistischer Hilfe, entsprechend lassen sich die Akteure auch nicht mehr als Kommunikator und Adressat polarisieren, hier fällt Rusch weit hinter den „state of the art“ zurück – und vollends wenn er weiter ausführt: „Ob aus einem Adressaten ein Teilnehmer oder Rezipient wird, bleibt abzuwarten. Allerdings ist es für die Bestimmung des Erfolges von Kommunikationsbemühungen von eminenter Bedeutung“ (S.170). Nein, nicht einmal rabulistische Penibilität mag man solcher Begriffskonfusion attestieren.

Hat daher der Wiener Kommunikationswissenschaftler Roland Burkhart recht, der erneut alle konstruktivistischen Entwürfe als „alten Wein in neuen Schläuchen“ (S.70) abtut, indem er exemplarisch am Nutzenansatz und an der Nachrichtenwerttheorie aufzeigt, dass ent-dichotomische Wirklichkeitskonzepte in der Medienforschung längst eingeführt sind, aber eben jeweils empirisch nachgewiesen werden müssen? Entsprechend hält er konstruktivistisches Denken nicht für ein „einheitliches Theoriegebäude“, sondern für einen „Diskurs“, an dem sich diverse Disziplinen, mit unterschiedlichen Akzenten, beteiligen (S.56). Zuvor schon zeigt Brit Großmann anhand der wichtigsten Forschungsfelder der Kommunikationswissenschaft – insbesondere an den Systemansätzen von Luhmann, Blöbaum, Marcinkowski –, dass (radikal)konstruktivistische Sichtweisen ihre Spuren in der Kommunikationswissenschaft ziehen, aber noch „keineswegs abgeschlossen oder ausgereizt“ (S.43) sind. Und entsprechend der Kritik Luhmanns akzeptiert St. Wagner „Konstruktivismus“ nur noch als ein „situitives bzw. spezifisches Modell der Nachrichtenkonstruktion“ (S.190) neben anderen, „über dessen Viabilität“ [nicht Validität! H.D.K.] jeweils empirisch entschieden werden muss.

Was also bleibt von der Meta-Theorie 'Konstruktivismus'? Wäre es nunmehr nicht angebracht, sie eher pragmatisch als eine Fragehaltung oder Denkweise – womöglich auch als eine Theorie mittlerer Reichweite – anzusehen, wie es die zunehmend mediatisierte Wirklichkeit nahe legt und auch die postmodernen Interpretationen vielfältig postulieren? Auch etliche Beiträge in diesem Sammelband verstehen Konstruktivismus eher als anregende Leitlinie, weniger als konsistente, direktive Theorie. Dann allerdings wäre es hohe Zeit, ihre empirische Ergiebigkeit

und Validität unter Beweis zu stellen, und zwar für konkrete Bereiche der Medienforschung – wie es etwa für die journalistischen Gattungen, für einige Kapitel der Mediengeschichte, für die Nachrichtenwerttheorie ansatzweise geschehen ist. Aber auch die Rezeptionsforschung müsste weiter geführt werden. Auch wenn den Konstruktivisten die physische Wirklichkeit nicht mehr interessiert, für den 'normalen' Rezipienten wie für das alltägliche Handeln ist die konstruierte oder inszenierte Wirklichkeit keineswegs allein ausschlaggebend – mindestens finden ständig unendlich viele Transformations- und Prüfprozesse statt, um den medialen, zudem heterogenen Wirklichkeiten faktische, veritable Momente abzugewinnen. Das gesamte Rechtswesen besteht auf dieser Faktizität – oder aus konstruktivistischer Sicht: auf solcher Selbst- und Fremdtäuschung. Solche empirischen Verifikationen finden sich in dem Band eher postuliert, noch nicht genügend eingelöst: etwa durch die konzeptionellen Skizzen von Tilmann Sutter und Michael Charlton zu einer „konstruktivistischen Theorie sozialen Handelns“ (die sich freilich noch präziser an den interaktionstheoretischen Vorgaben hätte abarbeiten müssen), von Rolf Großmann über „Medienmusik“ (wobei die semiotische Qualität von Musik im Vergleich zum herangezogenen Bild nicht hinreichend akkurat klargestellt ist) und endlich durch die Ausführungen von Wolf-A. Konrad über Identitätsprozesse, die aber keinen Bezug zur Mediensozialisation herstellen und deshalb reichlich allgemein bleiben. Auch S.J. Schmidt führt im „Nachwort“ (S.143) seines Beitrags etliche Forschungsfelder auf, die nun angegangen werden müssten: wie die Untersuchung diverser, sich in Lebensstilen und Gewohnheiten unterscheidender „Mediennutzergruppen“, der „Prozesse sozialer Differenzierung und Entdifferenzierung“, des „unlösbaren Zusammenhangs zwischen Medien, Kultur und Gedächtnis“ und endlich der „Thematisierung und Inszenierung von Gefühlen“. So gesehen, hätten die Vertreter des Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationsforschung viel zu tun – sofern sie nun (endlich) das vermeintlich sichere Terrain der Programmatik und Begriffsrabulistik verlassen und sukzessive belegen, was konstruktivistische Ansätze in der empirischen Forschung konkret bewerkstelligen können.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)